

Foto: „Stift Seitenstetten“ – Pauli und Nico P.



Ein wenig verloren

Jennifer Pruckner

Benjamin stand in dem großen Hof und schaute zur Spitze des hoch in den Himmel ragenden Kirchturms auf. Unter seinen Schuhsohlen knirschte der Kies, wenn er sachte vor und zurück wippte. Um ihn herum standen viele Leute, unterhielten sich oder machten

Fotos. An einem schönen Tag wie heute war Seitenstetten gut besucht.

In diesem Moment kam eine Gruppe in Begleitung einer jungen, blonden Reiseleiterin durch das offenstehende Kirchenportal. Kaum waren sie draußen, setzten die Leute ihre Hüte und Sonnenbrillen auf.

Benjamin sah sich um. Er hatte vielleicht eine halbe Minute hier gestanden, doch seine Eltern schienen in der kurzen Zeit verschwunden zu sein. Unter all den Besuchern waren sie nicht zu entdecken.

Wo konnten sie sein?

Benjamins Mutter hatte einen „Hofgarten“ erwähnt. Der musste hier irgendwo sein. Oder waren sie vielleicht in der Kirche? Benjamins Vater mochte keine Kirchen, erst recht nicht, wenn eine Messe – oder „Veranstaltung“, wie er es nannte – war, aber seine Mutter besuchte sie gerne.

Benjamin beschloss nachzusehen.

Im Inneren der Kirche war es dunkel und kühl. Kaum hatte Benjamin das Portal durchschritten, sank der Lärmpegel um ihn herum auf ein leises Flüstern und verhaltenes Husten ab. Die Luft roch nach Stein, Weihrauch und dem harten Holz der

Bänke. Vorne beim Altar war es heller, wo Sonnenlicht durch die Fenster fiel und die Goldverzierungen am Hochaltar zum Glänzen brachte. Benjamin schaute nach oben. Er erinnerte sich nicht, schon einmal eine so hohe und so schön bemalte Decke gesehen zu haben.

Seine Eltern konnte Benjamin allerdings nicht entdecken. Langsam wurde er ein wenig nervös. Wenn er sie nicht bald fand, was dann?

Vom hinteren Teil des Kirchenschiffs sah er zu, wie auch die letzten Besucher hinaus ins helle Sonnenlicht traten.

Nun war er allein.

Oder?

In der hintersten Reihe, halb im Schatten verborgen, saß jemand.

„Bist du verloren gegangen, Junge?“, fragte der Mann.

Benjamin trat einen Schritt näher. Der Mann hatte schwarze, wirre Haare und einen Bart, der seit bestimmt einer Woche nicht rasiert worden war. Die Ärmel seines rot-schwarz karierten Hemdes hatte er aufgekrepelt, seine Hände lagen gefaltet im Schoß. Seine ausgefransten, verwaschenen Jeans endeten über abgetragenen Turnschuhen.

Benjamin näherte sich ihm langsam.

„Bist du ein Obdachloser?“, fragte er.

Der Mann lachte. Seine Stimme war rau wie das Sandpapier, mit dem Benjamin gestern im Werkunterricht ein Stück Holz geschliffen hatte.

„Nein, ich bin kein Obdachloser“, sagte er. „Hast du denn schon einmal einen gesehen?“

Benjamin schüttelte den Kopf. Seine Eltern hatten ihm von diesen Menschen erzählt, die kein Haus und keine Wohnung hatten und ihr Dasein heruntergekommen und mittellos auf der Straße fristen mussten.

„Wie alt bist du, Junge?“, fragte der Mann.

„Zehn“, antwortete Benjamin. Er mochte es nicht, dass der Mann ihn ständig „Junge“

nannte.

„Ich finde meine Eltern nicht“, sagte er.

Der Mann lächelte schwach. „Mach dir nichts draus. Wir sind alle hin und wieder ein wenig verloren.“

„Bist du deswegen hier?“, fragte Benjamin. „Weil du verloren bist?“

Das Lächeln war erloschen, das Gesicht des Mannes wurde ernst.

„Das hast du sehr gut erkannt“, sagte er. „Willst du dich nicht zu mir setzen, bis deine Eltern dich abholen kommen?“

Benjamin zögerte kurz. Seine Eltern hatten ihn schon öfter vor Fremden gewarnt, doch der Mann sah nicht gefährlich aus. Benjamin setzte sich und starrte auf die Spitzen seiner Schuhe.

Durch das Kirchenportal kam eine weitere Touristengruppe. Ein Mann mit grauen Haaren und einer Mappe in der Hand führte sie nach vorne zum Hochaltar und begann etwas zu erklären. Benjamin konnte die Worte von seinem Platz aus nicht verstehen, nur der helle Klang der Stimme schwebte durch das Kirchenschiff zu ihm nach hinten.

„Warum bist du verloren?“, fragte Benjamin den Mann. Obwohl die Besucher am Hochaltar ihn ganz sicher auch nicht verstehen konnten, hatte er die Stimme gesenkt.

„Das ... ist eine schwierige Sache“, sagte der Mann.

Benjamin war das kurze Stocken in seinen Worten nicht entgangen.

„Was meinst du damit?“

Der Mann seufzte tief und hob den Blick zur Decke. Er rieb seine Hände aneinander, knetete die Finger, so, als wisse er nicht wohin damit.

„Ich habe eine Tochter“, sagte er. „Viktoria. Sie ist so alt wie du, weißt du!“

„Sie ist auch zehn?“, fragte Benjamin.

Der Mann nickte. „Vor drei Tagen ist sie ... eigentlich sollte ich dir das gar nicht erzählen.“

Plötzlich sah Benjamin ein paar vereinzelte Tränen in den Augen des Mannes. Er wollte sie verstecken, doch es gelang ihm nicht. Er wischte sie ab, presste die Augen zusammen und schaute auf seine noch immer ruhelosen Hände.

Benjamin hatte noch nie einen erwachsenen Mann weinen sehen. Seine Tränen wirkten irgendwie fehl am Platz, so als würde das eine mit dem anderen nicht zusammenpassen. Doch man weinte nur, wenn man Schmerzen hatte, wütend war oder sehr, sehr traurig. Und der Mann sah weder wütend aus, noch schien er Schmerzen zu haben.

Benjamin saß stumm neben dem Mann, bis er von selbst weitersprach.

„Viktoria hatte einen Unfall“, sagte er. „Sie übersah ein Auto, als sie über die Straße wollte. Ihre Freundin ... hat auf der anderen Seite gewartet. Viktoria ließ sich wohl von ihr ablenken und achtete nicht auf den Verkehr.“

Der Mann wischte noch zwei Tränen weg. Es kamen keine neuen hinterher.

„Jetzt liegt sie im Koma. Möglicherweise wird sie wieder aufwachen, aber die Ärzte sagen, wir sollen uns keine Hoffnungen machen.“

Benjamin wusste nicht, was ein Koma war. Anscheinend eine Art Schlaf, an dessen Erwachen entweder der Tod oder das Leben stand.

Die Reisegruppe ging mit langsamen Schritten an ihnen vorbei. Miteinander flüsternd und die Gemälde bestaunend folgten sie dem Reiseleiter nach draußen, und kurz darauf war auch der letzte von ihnen verschwunden.

„Weißt du, wann ich angefangen habe zu beten?“, fragte der Mann plötzlich.

Benjamin schüttelte den Kopf, doch der Mann sah nicht zu ihm herüber.

„Vor drei Tagen“, beantwortete er seine eigene Frage. „Ich habe vorher keinen Gedanken an Gott verschwendet, kein einziges Mal mit ihm gesprochen. Und jetzt, wo meine Tochter mit dem Tod kämpft, verbringe ich fast so viel Zeit in Kirchen wie auf der Intensivstation.“

Der Mann schaute Benjamin nun doch an.

„Weißt du, was das Problem ist? Wir bitten, wenn wir etwas brauchen. Aber wir

bedanken uns nicht.“

Die Hände des Mannes lagen jetzt wieder ruhig in seinem Schoß.

„Zumindest die meisten. Nicht viele Menschen halten zwischendurch inne und sind dankbar für das, was sie haben. Ihre Gesundheit, ihre Familie. Dafür, dass sie in einem sicheren Land leben dürfen. Und ich, ich war genauso. Alles, was ich hatte, hielt ich für selbstverständlich. Aber das änderte sich schlagartig, als meine kleine Viktoria vor das Auto lief.“

Wieder glitzerten Tränen in den Augen des Mannes.

„Der Tod ist eine schlimme Sache, Junge. Nicht viele Menschen verdienen ihn vor ihrer Zeit. Und meine Viktoria am allerwenigsten.“

Benjamin wollte etwas sagen, doch sein Kopf war plötzlich ganz leer. Wie sollte man für etwas so Schreckliches die richtigen Worte finden?

„Ben!“

Benjamin drehte sich um. Es war seine Mutter, die gerufen hatte. Sie kam mit großen Schritten auf ihn zu und streckte die Hand nach ihm aus.

„Endlich habe ich dich gefunden! Dein Vater und ich haben uns Sorgen gemacht!“

„Ich war im Hof“, sagte Benjamin. „Ihr wart plötzlich verschwunden!“

„Du hättest bleiben sollen, wo du bist! Komm jetzt! Wir sollten deinem Vater so schnell wie möglich sagen, dass es dir gut geht.“

Erst jetzt schien Benjamins Mutter der Mann aufzufallen.

„Danke, dass Sie sich um ihn gekümmert haben“, sagte sie.

„Keine Ursache“, erwiderte der Mann. Auf seinen Lippen lag wieder dieses schwache Lächeln.

„Alles Gute, Junge!“

Benjamin legte kurz seine Hand auf den Arm des Mannes.

„Es kommt alles wieder in Ordnung“, flüsterte er.

Dann stand er auf und folgte seiner Mutter nach draußen.

Wenige Minuten später saß Benjamin im Auto seiner Eltern. Er schaute aus dem Fenster und sah zu, wie Häuser, Bäume und Wiesen vorbeizogen.

„Wie ist es, wenn man stirbt?“, fragte er seine Eltern.

Ein paar Sekunden war außer dem Brummen des Motors nichts zu hören, dann fragte Benjamins Vater: „Wie kommst du darauf?“

Benjamin wollte schon von dem Mann und seiner Tochter Viktoria erzählen, doch irgendetwas hielt ihn davon ab.

„Einfach so.“

„Niemand weiß, was nach dem Tod passiert“, sagte sein Vater.

„Aber es ist nicht schlimm“, meinte seine Mutter. „Man muss keine Angst davor haben, denn man kommt danach an einen schönen Ort.“

„Das können wir nicht mit Sicherheit sagen“, entgegnete Benjamins Vater. Seine Mutter warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu, so als hätte er etwas Falsches gesagt.

„Wie auch immer“, sagte sein Vater. „Sicher ist, dass du dir darüber keine Gedanken zu machen brauchst.“

Benjamin sagte nichts mehr. Es gab so vieles, das er nicht verstand. Warum manche Menschen sterben mussten, während andere leben durften. Warum kaum jemand Zeit dazu fand, glücklich zu sein. Warum das Auto, in dem er jetzt saß, das Leben von Menschen beenden konnte. Und warum Ärzte mit ein paar einfachen Worten Eltern alle Hoffnung nehmen konnten.

Doch selbst wenn es keine Hoffnung gab, konnte man doch an etwas glauben.

Benjamin schloss die Augen und sprach ein stummes Gebet für die kleine Viktoria.